



Eine Wissensgeschichte der menschlichen Vielfalt

Forschungsgruppe untersucht die Geschichte der
Biowissenschaften im 20. Jahrhundert

Von Veronika Lipphardt

„In the field of human variation“, so der Genetiker Leslie C. Dunn 1956, „we tread warily. We confine ourselves to such questions as can be studied objectively, quantitatively, and thoroughly.“ Kurz zuvor hatte er das Institute for the Study of Human Variation gegründet, das sich Fragen menschlicher Vielfalt mit modernsten biowissenschaftlichen Methoden widmen sollte.

Die beteiligten Forscher untersuchten das Kastenwesen in Indien als „größtes genetisches Experiment der Geschichte oder etwaige biochemische Differenzen zwischen Ethnien. Dunn selbst nahm sich vor, im Rahmen einer Fallstudie die evolutionsbiologischen Folgen von freiwilliger sozialer Isolation zu erforschen. „Rassen“-Zugehörigkeit, so seine grundlegende These, sei nicht die *Ursache* für soziale Differenz, sondern deren *Folge*. Galt Rassenforschung nach 1945 als völlig diskreditiert, so schien diese Grundhaltung den Biowissen-

schaftlern einen neuen Zugang zu einem äußerst heiklen epistemischen Problem zu öffnen: Wie kann man Humandiversität, „human variation“, angemessen erforschen und beschreiben? Die Antwort der Wissenschaftler in den 1950ern lautete, den Begriff „Rasse“ durch „Population“ zu ersetzen. Eine Forschungsgruppe am MPIWG hat sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte dieses Paradigmenwechsels im 20. Jahrhundert nachzuzeichnen.

Die Vielfalt der Menschheit ist seit der Frühen Neuzeit ein Gegenstand wissenschaftlicher

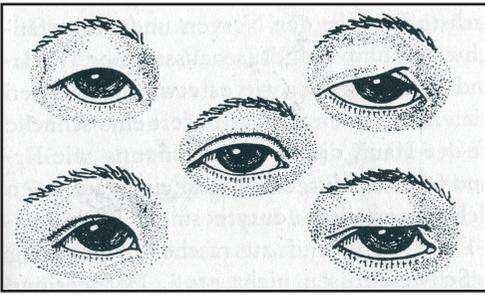


Abb. 1: Diese Zeichnung aus einem Lehrbuch von 1985 soll biologische Differenzen zwischen „Asiaten“ und „Europäern“ anhand eines anatomischen Merkmals darstellen. Quelle: Hollitscher, W.: *Lebewesen Mensch. Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft*, Band IV, Köln: Pahl-Rugenstein 1985, S. 153. Mit freundl. Genehmigung des Verlags.

Aufmerksamkeit. Als Forschungsreisende berichteten Wissenschaftler mit verschiedenen disziplinären Zugängen über die Bewohner anderer Kontinente, wie z.B. über die weltweit existierende Vielfalt an Kulturprodukten, an Sprachen, Verhaltensweisen oder an biologischen Merkmalen. Naturwissenschaftler hofften, der Natur der Humandiversität auf die Spur zu kommen, indem sie Schädel, Körpermaße, Augen-, Haut- und Haarfarbe erfassten und vergleichend gegenüberstellten. Mit Darwins Publikationen wandelte sich die biowissenschaftliche Perspektive auf das Phänomen der „human variation“ grundlegend, weil dessen Theorien die menschliche Vielfalt als ein historisches Ergebnis biologischer Evolution vorstellten. Intraspezifische Diversität – d.h. Variation innerhalb einer Art – wurde nun, beim Tier wie beim Menschen, als ein evolutionäres Durchgangsstadium in der Entstehung neuer Arten gesehen; Variation, Migration, Isolation und Selektion galten fortan als Begrif-

fe, die auch auf die menschliche Geschichte angewandt werden konnten. Im beginnenden 20. Jahrhundert, nach der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln, erfuhr das biowissenschaftliche Verständnis von Vielfalt wiederum einen tiefgreifenden Wandel: Diversität wurde nun unter genetischen Gesichtspunkten betrachtet und mit den aktuellsten biowissenschaftlichen Methoden erforscht. Dafür wählten die Forscher eine Vielzahl neuer empirischer Ansatzpunkte, wie etwa die Zusammensetzung von Körperflüssigkeiten, Blutgruppen, Gehirnstuktur, physiologische Leistungsspektren oder feinere anatomische Merkmale, wie etwa die Form des Augenlids (Abb. 1).

Bis zur Jahrhundertmitte arbeiteten Biowissenschaftler, die sich dem Phänomen der Humandiversität näherten, generell mit dem Begriff „Rasse“. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Rassenforschung sowohl von wissenschaftlicher Seite als auch in politischen und gesellschaftlichen Debatten heftiger Kritik unterzogen. Tatsächlich hatten der zeitgenössische Rassismus und die wirkungsmächtigen Rassentheorien der Zeit auch in den Wissenschaften eine unübersehbar große Rolle gespielt. Aber die damalige Diversitätsforschung lässt sich aus heutiger Sicht nicht auf diese politische Dimension reduzieren; ihre Motivationen, Agenden und Einflussbereiche waren komplex und vielfältig und folgten eigenen wissenschaftlichen Logiken.

Einige namhafte Biowissenschaftler reagierten auf das Dilemma des drohenden Rassismus-Vorwurf mit antirassistischem Engagement, bemühten sich, den Gebrauch des Rassenbegriffs einzudämmen und konzentrierten sich,

– eine Datenerhebung so gut wie unmöglich; man erreichte sie durch materielle Transferleistungen, medizinische Dienstleistungen oder Angebote zur Identitätsstiftung, und damit brachten ProbandInnen wie auch WissenschaftlerInnen „Präideen“ (L. Fleck) über die menschliche Vielfalt in die Untersuchung mit ein. Es gelang kaum, einen klaren Schnitt zwischen der älteren „Rassenforschung“ und dem neuen evolutionsbiologisch-humangenetischen Ansatz zu machen: Obwohl Dunn essentialistische Zuschreibungen im Stil der früheren Rassenforschung hatte vermeiden wollen, fanden ältere, ausgesprochen biologistische Wissensbestände sowie weit verbreitete biohistorische Narrative über die sogenannte „jüdische Rasse“ Eingang in seine Forschung.

Die Historiographie ließ bislang die Geschichte der Rassenforschung im Jahr 1945 enden. Dagegen geht dieses Projekt davon aus, dass nach dem Zweiten Weltkrieg allenfalls die Rassenforschung zum Ende kam, nicht aber die Diversitätsforschung. Gerade in den letzten Jahren ist, veranlasst durch molekulargenetische, pharmakogenetische und genealogische Großprojekte, die Diskussion über die genetische Diversität der Menschheit auch wieder öffentlich entflammt. Nachdem bestimmte nationale Problematiken mit guten Gründen bisher im Mittelpunkt der Historiographie zur Rassenforschung standen – in Deutschland die NS-Zeit, in den USA die Diskriminierung der

Schwarzen – richtet die neue MPG-Forschungsgruppe den Fokus auf die transnationale Dimension der Diversitätsforschungen, insbesondere in kolonialen und postkolonialen Kontexten. Sie beschäftigt sich zudem nicht nur mit der Geschichte der Erforschung von „Rassen“; vielmehr nahmen Biowissenschaftler im gesamten 20. Jahrhundert eine Fülle von Formen biologischer Diversität wahr, sei es auf der Ebene größerer oder kleinerer „Populationen“, „Gemeinden“, „Bevölkerungsgruppen“ oder winziger „Isolate“. Die Projekte lokalisieren Wissen über Humandiversität in kolonialen Bevölkerungsdiskursen auf den Neuhebriden in den 1920er und 1930er Jahren, in humangenetischen Forschungsprojekten westlicher Genetiker in nichtwestlichen Gesellschaften in den 1950er und 1960er Jahren sowie in biomedizinischen Forschungen und Bevölkerungsstudien in der UdSSR/Russischer Föderation seit den 1970er Jahren. Die vielfältigen Interessen an und Anwendungskontexte von Diversitätswissen stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der neuen Forschungsgruppe, die im Rahmen der Berliner Kooperation des MPIWGs und der Berliner Universitäten entstanden ist.

Veronika Lipphardt ist seit 2009 Leiterin der Max-Planck-Forschungsgruppe *Eine Wissensgeschichte der Humandiversität im 20. Jahrhundert* am MPIWG (vlipphardt@mpiwg-berlin.mpg.de).

Eine vollständige Version ist mit weiteren Forschungsthemen auf der Institutswebsite zugänglich („Aktuelles/Aktuelle Themen“).